

## Eine schöne Erinnerung ist mir verdorben

Der rührige Hugo Heller (der denkbar größte Kontrast zu Otto dem Faulen, den die Preußen haben), dessen Name sich seit Jahren als die nächste Assoziation zwingend einstellt, wenn von Kultur die Rede ist (wie Bartsch, wenn von Erdgeruch, Birinski, wenn von Kainz/ und Salten, wenn von der Pragmatischen Sanktion gesprochen wird) und der sich wirklich zum Kulturproblem so verhält wie ein Seehund zur Entdeckung des Nordpols (man findet ihn vor, er ist schon dort, wenn man hinkommt), der Kulturheller (eine viel sympathischere Formel als etwa der Fackelkraus, weil sie nicht Händler und Ware, sondern ausnahmsweise Persönlichkeit und Werk verbindet) hat also beschlossen, Frank Wedekinds »Büchse der Pandora« seinen Kundschaften und solchen, die es werden sollen, vorzuführen. Zu diesem Zwecke wurde ein Komitee von Intellektuellen einberufen, das ist von jenen immer an der Ecke der Freiheitsgasse stehenden Dienstmännern, die bereit sind, für die Nennung ihres Namens Großes zu wollen und bei der Kultur etwas auszurichten, was ihr der Buchhändler Heller sagen läßt. Daß zu solcher Gemeinschaft sich die bekanntesten Namen zusammenfinden, denen man rings im Lande ausweicht, und daß dieses traurige Alphabet immer von einem mißbrauchten Altenberg bis zu einer angewandten Zuckerkandl reicht, weiß man. Daß einen bei solchem Rüttelschwur die Lust zum Meineid anwandelt, begreift man. Und der Drang, die Zensur gegen unbefugte Zensurkämpfer zu schützen, die froh sein sollten, daß ihnen der Vollbart nicht gekürzt und der Atem nicht verboten wird, wächst zur Leidenschaft. Ich bezähmte sie und ließ das Unternehmen ausreifen. Ich hatte nichts dagegen, daß an die Zeitungen Notizen



verschiedet wurden, in denen von zensurfeindlicher Seite eine frühere Inszenierung der »Büchse der Pandora« ohne Veranstalter in graue Zeiten zurückversetzt und auf einen »kleinen Kreis« Geladener beschränkt, und daß dann doch wieder — in einem der Presse entzogenen Prospekt — mein Name als Empfehlung des Unternehmens benützt wurde. Die Verschiedenheit der Absichten schien ja einen Vergleich der Taten von vornherein ebenso auszuschließen wie die Verschiedenheit der Mittel. Ich, einst im Mai 1905, hatte weder einen Dichter vor der Zensur retten, noch auch durch diese Absicht meinen Kundenkreis vergrößern wollen. Ich hatte kein intellektuelles Komitee zur Hand und nicht einmal eine Presse, der ich Notizen zur Ladung meiner Gäste übermitteln konnte, wie etwa diese:

11. Feber 1913.

Verehrliche Redaktion!

Dem Anstürme, um Einladungen zu den beiden Pandora-Aufführungen, bin ich kaum gewachsen. Es ist eine entsetzliche Arbeit, bei welcher es so viel Ärger und Verdruß gibt, daß es mir fast leid tun würde, mich in die Sache eingelassen zu haben, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß diese beiden Aufführungen einen Markstein im Kampfe um eine Reform der Zensur bedeuten werden.

Ich bitte nicht ungehalten zu sein, wenn ich nochmals um Aufnahme einer Notiz in dieser Angelegenheit ersuche und verbleibe in aller Hochachtung ganz ergeben —

Ich bin schließlich auch nicht faul; aber rührig bin ich nicht. Ich hatte nie einen Markstein etablieren wollen. Und dennoch gelang mir so etwas. Denn die Zensurverhältnisse blieben zwar nach meinen zwei Aufführungen der »Büchse der Pandora« dieselben, aber ein Dichter war aus dem Dasein eines in Kabarettkreisen geschätzten Gitarrenspielers in das sichtbare Hiersein des bedeutendsten deutschen Dramatikers eingetreten. Kein journalistischer Ton wurde vernehmbar, aber der lauteste deutsche Theaterdirektor gewann den Autor und Schauspieler Wedekind, und alles um diesen wurde anders. Was unverändert blieb, war die Polizei, und wenn eins an diesem Problem auch unverständlich blieb, so ist es die Erscheinung, daß ein schrankenloser Kopf es nicht für wichtiger hält, die Gesellschaft zu vernichten als ihr



das Recht auf Selbstschutz zu bestreiten. Die beiden Auf-  
führungen hatten zugunsten des Dichters stattgefunden und zu  
seinem dauernden Vorteil, ohne den ihm die Borniertheit eines  
deutschen Zensors heute noch nicht einmal fühlbar wäre. Im  
Schatten dieser Einsicht, die Wedekind im Vorwort seiner Buch-  
ausgabe durch Dank und durch die Aufnahme des Personenverzeich-  
nisses jener ersten Vorstellung bekundet hat, dürften sich spätere  
Gschafflhuber erkälten. Hinter der Tatsache der am  
29. Mai und am 15. Juni 1905 veranstalteten Vorstellungen  
dürften spätere Marksteine unbeachtet bleiben und der Vergleich  
den Dichter selbst zu dem Wunsch verführen, das kulturelle  
Moment solcher Veranstaltungen aus dem Polizeirayon in eine  
höhere Instanz des Geistes zu verlegen.

Ein Vergleich im Detail könnte nicht aufkommen. Ich war  
dem Ansturm um Einladungen, der zwar heftig genug war, sehr  
wohl gewachsen, weil damals gottseidank das Volkstheater-  
premierpublikum die Hoffnung auf einen Genuß weit hinter die  
Furcht stellte, mit dem Veranstalter in Berührung zu kommen,  
und weil ich im ungünstigsten Fall mir mit nassen Fetzen Ruhe  
verschafft hätte. Keinen Augenblick dachte ich daran, jenen  
Auswurf der Menschheit zu Gaste zu laden, vor dem ein Kunstwerk  
zu schützen ich stets für den tiefen und ihr unbewußten Sinn der  
Polizeizensur gehalten habe. Ich wußte schon damals, daß ein  
dauerndes Verbot der »Büchse der Pandora« der Sache  
Wedekinds beiweitem nicht so arg schaden konnte, wie deren  
Eröffnung vor einem Pöbel, der in der Kunst nur die Anlässe  
finden will, um die eigene Schmutzigkeit satt zu weiden. Und  
wenn ich verurteilt gewesen wäre, in der Internationale des  
ausgefressenen Kunsthasse mir irgendwo ein Parkett von  
Bürgern zu wählen, so hätte ich mir ganz gewiß nicht jenes  
ausgesucht, dem die Unterscheidung zwischen Goya und den  
Pschütt-Karikaturen zwar nicht leicht fällt, das sich aber  
instinktiv für die Pschütt-Karikaturen entscheidet. Man kann wohl  
bis zu einem gewissen Grad seiner eigenen schauspielerischen  
Suggestion vertrauen und sicher sein, daß auch eine Herde von  
Schweinen nicht zu grunzen wagt, wenn man ihr etwas Nacktes  
zeigt. Ich könnte mir zu meinen Leseabenden die schlechtesten  
Leute zusammenklauben, deren man am Samstag im Volkstheater



Spindel

habhaft werden kann: ich bin absolut davon überzeugt, daß sie mir im Zuhören parieren würden, der Zerknirschung näher wären als der Frechheit und daß erst in der Garderobe die Gesinnung wieder angetan würde. Bei der »Büchse der Pandora«, in der zwar eine Sandrock die Geschwitz und Wedekind den Jack gab und durch deren Szenen ein geistiger Wille zog, der jede schäbige Bemerkung, jeden Zwischenruf wie: »Schkandalees!« oder »Empeerend!« von vornherein ausschloß, hätte ich doch, aus Respekt vor dem Dichter und Gast, nicht gewagt, die äußersten Vorsichtsmaßregeln zu mißachten und blind die Garantie für ein tadelloses Verhalten des Wiener Publikums zu übernehmen. So gut es ging, wurden damals die Zuschauer noch peinlicher ausgesucht als die Mitwirkenden und im Parkett gab es gewiß nicht erheblich mehr falsche Besetzungen als auf der Bühne. Ob nicht doch hin und wieder ein schwitzender Hof- und Gerichtsadvokat eine abfällige Bemerkung fallen ließ, konnte ich nicht kontrollieren. Geschrien wurde nicht. Die dazu vielleicht geneigt waren, fühlten nicht nur die Übermacht jener, die gekommen waren, einem Dichter zuzuhören, sondern mußten wohl auch ahnen, daß ich sprungbereit hinter der Kulisse stand, um die Leute, deren Namen zu kennen die Behörde vorschreibt, erforderlichenfalls beim Namen aufzurufen und in die letzte Reihe zu verweisen, wenn nicht gar nachsitzen zu lassen. Ich bin nicht rührig, wenngleich nicht faul. Die Autorität eines Buchhändlers, mit dem man reden kann, wenn man in sein Geschäft eintritt, und das Ansehen eines intellektuellen Komitees, in das man von der Gasse eintreten kann, haben einen Frank Wedekind nicht davor bewahrt, von geladenen Börseanern angespieden zu werden, und der Ruf nach Abschaffung der Zensur fand ein Echo, das wie ein Ruf nach der Zensur klang. Nie noch hat eine Behörde von jenen, die gegen sie demonstrieren sollten, ein besseres Attest empfangen, und ein Markstein wurde zum Rendezvous der Polizeihunde. 1905 wurde kein Dramatiker gegen die Zensur, 1913 die Zensur gegen einen Dramatiker geschützt. 1905 erschienen keine Kritiken, 1913 fühlte selbst die Wiener Presse zum Teil die Pflicht, die totgeschwiegene Sache gegen eine totgeborene auszuspielen und jene wichtig tuenden Hebammen



zurechtzuweisen, die da glauben, daß um ihretwillen Mütter Schmerzen leiden, und den ersten Schrei im eigenen Lärm ersticken.

Auch mein Anteil war 1905 ja nicht unerheblich, denn ich bin gewiß nicht faul, obschon man mir nicht nachsagen kann, daß ich rührig bin. Aber wiewohl es eine entsetzliche Arbeit war, hat es mir in keinem Augenblick leid getan, mich in die Sache eingelassen zu haben. Zu einem so angenehmen Gefühl war mir innerhalb eines Monates so wenig Zeit gegönnt wie zum Schlafengehen, denn ich war nicht nur der Sturmbock einer Kassa, sondern auch Direktor, Mitregisseur, Dramaturg, Schauspieler und Conferencier, und als Direktor hatte ich es nicht etwa mit Ensemble und Inventar einer vorhandenen Bühne zu tun, sondern ich mußte erst einen Saal in ein Theater verwandeln, und außer den Schauspielern, die zwanzig verschiedenen Ensembles angehörten und zum Teil in Ausland wirkten, die Kulissen, die Dekorationen, die Kostüme, die Perücken, die Schminktöpfe und den Souffleurkasten zur Stelle schaffen. Ich kann natürlich nicht beurteilen, ob überanstrengte Reformer die Arbeit, hinter der Pudel der Kultur zu stehen, für Gottes Lohn verrichten, ob sie sich in die Sache um der Sache willen einlassen, um die Kunst für die Kunst echauffieren und um die Kultur für die Kultur, mit einem Wort ob sie den etwaigen Reingewinn nach Abzug von Miete, Honoraren und Tantieme verschmähen und einem wohlthätigen und kulturellen Zweck zuwenden. Nur aus meiner Erinnerung weiß ich — ich hätte es längst vergessen, wenn eine zudringliche Gegenwart nicht an mein Gedächtnis klopfte —, daß der erste Veranstalter ohne Entschädigung für Zeitverlust, ja für die eigenen materiellen Opfer, den ganzen großen Reingewinn jenem Zweck zuwandte, den er damals für den wohlthätigsten, dringendsten und kulturellsten hielt und der es leider noch heute sein dürfte. Denn viel wichtiger als die Aufrichtung von Marksteinen durch Buchhändler sollte die Benützung jeder passenden Gelegenheit sein, gegen das peinigende Mißverhältnis zwischen den Einnahmen des Autors der »Büchse der Pandora« und des Dichters der »Fünf Frankfurter« nach Kräften zu demonstrieren.



Es wäre die geringste Sühne für eine Rührigkeit, die mit Hilfe der Stammkundschaft ungarischer Pornographen die Zensur austreiben wollte und die glücklich bewirkt hat, daß ein dramatisches Abenteuer von unzeitgemäßer Dimension dem intelligenten Kommiss zum Ärgernis wurde und daß sich die tüchtigsten ~~Nachredakteure~~ erlaubten, eine Arbeit Wedekinds »vom künstlerischen Standpunkt als talentlos zu werten«. Denn sie alle hatten sofort erkannt, daß Lulu sich vier Männer von der Straße mitbringe, und erraten, was sie mit ihnen vorhabe. Diese Anlagen des Publikums sind mit Recht dem Schutze der Polizei empfohlen. Die Polizei verhindert mit einer Strenge, die um ihre Milde nicht weiß, die stoffliche Betastung der Kunst und verbietet die Schaustellung von Ansichtskarten nach Tizian. Der Freisinn rebelliert dagegen mit einer Toleranz, die um ihre Grausamkeit nicht weiß. Er läßt die Stoffel wieder auf den Geist los, läßt sie nach § 2 und überträgt ihnen die Entscheidung, ob die Ansichtskarte Kunst sei. Sie antworten: »Schweinerei! Auf Tizian soll ich sagen!« Der Freisinn ist ein Hausierer, der die verbotene Kunst einer konfiszierten Kundschaft unter dem Tisch zeigt. Bei Hosenträgern wären Mißverständnisse ausgeschlossen. Auch der »Professor Bernhardt« dürfte durch die Freigabe keinen Schaden nehmen. Hier ist die Aufgabe für ein intellektuelles Komitee. Wenn aber die Kunst die Intelligenz gegen den Staat zu Hilfe ruft, so ist sie ein verblendeter Gutsherr, der die Vermittlung der Diebe erbittet, um seinen Hunden das Bellen abzugewöhnen.

→ *Genicks*

